

„Hass ist der letzte Schritt zur Gewalt“

Die Nazis verfolgten Ernst Grube, weil er Jude war; die Bundesrepublik verfolgte ihn, weil er Kommunist war. Wenn Rechtsextreme heute morden, erschüttert ihn das – wundern tut es ihn nicht. Ein Gespräch anlässlich des 9. November

Interview **Dominik Baur**

taz am wochenende: Herr Grube, in Halle hat ein Nazi versucht, ein Masaker in einer Synagoge anzurichten. Wie geht es Ihnen, wenn Sie so eine Nachricht hören?

Ernst Grube: Natürlich ist mir das sehr nahe gegangen. Es sind doch sofort persönliche Erinnerungen hochgekommen – an einen großen Teil meiner Familie, der von den Nazis umgebracht worden ist. Ich hätte mir früher nicht vorstellen können, dass wieder eine Zeit kommt, wo rechtsextreme Propaganda und die Verletzung von Menschenrechten zum Alltag gehören. Aber inzwischen überrascht es mich nicht mehr. Wir sehen diese Entwicklung ja schon seit Jahren. Es wird nur immer deutlicher, dass zu wenig gegen die rechte Gewalt getan wird. Aber wir Juden und Bedrohten müssen aufpassen, dass wir uns jetzt nicht in eine Opferrolle drängen lassen. Stattdessen müssen wir fragen: Wie ist es möglich, dass sich heute die Dinge – wenn auch noch in anderer Form – wiederholen?

Haben Sie selbst eine Antwort darauf? Ich glaube, wir können da sehr weit zurückgehen. Das fing damit an, dass nach 1945 die wesentlichen ideologischen Grundvorstellungen der Nazis in vielen Bereichen erst mal fortbestanden: Der Antikommunismus wurde weiter gepflegt, Nazis wurden wieder in ihre alten Funktionen gebracht, man hat auf der Basis von Entscheidungen und Gesetzen der Nazis weiter gewirkt. Insofern muss man sich nicht wundern, wenn diese Entwicklung eben auch in gewissem Sinne vererbt wurde und so die damalige Ideologie

noch heute in den Köpfen der Täter der zweiten und dritten Generation weiterlebt. Wenn in manchen Teilen Deutschlands ein Viertel der Bevölkerung und mehr eine Partei wählt, die nun diese Ideologie der Nazis befürwortet, ist das natürlich mehr als alarmierend. Aber was macht der Staat dagegen? Vor Monaten hat man ja diese Todesliste mit 25.000 Namen bei Rechtsextremen gefunden. Da waren alle entsetzt, aber das war's dann auch. Heute redet kein Mensch mehr darüber.

Der Staat müsste also härter durchgreifen?

Ja, auf jeden Fall. Nur er hat die Mittel dazu. Er muss diese Netzwerke beobachten und zerstören. Und er muss den Ansätzen rechtsextremen Denkens entgegenreten. Der rechte Terror betrifft ja nicht nur uns Juden, er betrifft ja auch Muslime, Sinti und Roma, Zugewanderte, die längst Staatsbürger sind, Migranten, Flüchtlinge, um nur einige zu nennen. Und demokratisch Aktive aus allen Spektren. Wenn ich dann höre, dass sich Flüchtlinge oder auch hier geborene Menschen mit muslimischem Hintergrund in Sachsen zum Teil nicht mehr trauen, ihre Kinder auf Spielplätze zu schicken oder nachts auf die Straße zu gehen, das bedrückt mich schon sehr.

Fürchten Sie eine Wiederholung der Geschichte?

Zumindest gibt es Parallelen. Ein Beispiel: 1938 bei der Konferenz von Evian weigerten sich 31 von 32 Nationen, mehr jüdische Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich aufzunehmen – und

das zu einem Zeitpunkt, wo man die Brutalität der Verfolgung vor allem in Österreich schon ganz deutlich sehen konnte. Und eine ähnliche Situation haben wir heute, wenn es um Flüchtlinge geht. Wir schauen zu, wie sie im Mittelmeer ertrinken. Nur dank einer starken Öffentlichkeit und vor allem des Muts der Kapitäninnen und Kapitäne der privaten Rettungsschiffe nehmen wir jetzt zumindest eine kleine Anzahl von Leuten auf. Da reden wir von Menschenrechten und gestatten es doch, dass sie auf allen Ebenen verletzt werden. Wir wissen, dass die Menschen in Afghanistan in bitterster Armut leben und dazu in ständiger Gefahr für Leib und Leben. Trotzdem wird jeden Monat eine größere Gruppe von Menschen vom Staat dorthin zurückgeschickt.

Was ist Ihre größte Sorge?

Dass dieser Hass zunimmt. Hass ist der letzte Schritt zur Gewalt. Und ich verfolge mit Unverständnis, wie oberflächlich die verantwortlichen Stellen zum Teil auf diese Entwicklung reagieren. Da werden Beleidigungen gar nicht mehr zur Anzeige angenommen und verharmlost. Sogar Richter tun übelste Beleidigungen als Meinungsfreiheit ab. Auf der anderen Seite ist da aber auch die Angst vor einem Krieg, die ja mit jedem Tweet von Donald Trump steigt. Ich habe als Kind beides erlebt, die Ausgrenzung und den Krieg. Uns Juden haben sie ja nicht einmal in die Luftschutzkeller gelassen. Ich weiß noch, wie ich mich einmal in München im Alten Botanischen Garten versteckt habe, in einem Gebüsch: Da habe ich das Pfeifen der Bomben gehört und rund um

mich herum all die krachenden Detonationen.

Sie wissen, was Angst ist.

Ja, ich habe Angst erlebt. Wir haben zwar nicht das brutale Schicksal der meisten Juden in der Nazizeit geteilt – dank meines Vaters, der sich trotz großen Drucks als Nichtjude nicht hat scheiden lassen und so meiner Mutter und uns Kindern das Leben gerettet hat. Aber ich habe Ausgrenzung erlebt, habe Terror gesehen. Und ich weiß, wie Angst einen ohnmächtig machen kann. Deshalb kann ich gut nachvollziehen, wie sich viele Flüchtlinge bei uns fühlen. Die Jugendlichen werden ja zum Teil nachts aus dem Bett geholt und abgeschoben. Ich verstehe, wenn sich da manche verstecken.

Wann haben Sie zum ersten Mal gemerkt, dass Sie in einem Land leben, in dem Sie auf der Hut sein müssen?

Die ersten Schikanen, die ich mitbekommen habe, konnte ich noch nicht einordnen. Da war ich fünf Jahre alt, wir haben in München in einem Haus gewohnt, das der jüdischen Gemeinde gehört hat – gleich neben der Hauptsynagoge. 1938 haben die Nazis dann die Synagoge zerstört, die Häuser rundherum im Rahmen der sogenannten Arierisierung beschlagnahmt und den Mietern gekündigt. Als meine Eltern die Wohnung nicht verlassen haben, weil sie so schnell keine Unterkunft fanden, wurde uns Wasser, Gas und Strom gesperrt. Und weil sie nicht wussten, wohin mit uns, gaben sie meinen Bruder, meine Schwester und mich in ein jüdisches Kinderheim.

War Ihre Familie sehr religiös?

Nein, überhaupt nicht. Meine Eltern standen den Kommunisten nahe, besonders mein Vater. In diesem Heim habe ich zum ersten Mal so richtig jüdisches Leben mitbekommen. Das war trotz der Trennung von den Eltern eine sehr schöne Zeit. Das Heim war ein Refugium für uns Kinder.

Bis 1941 die Hälfte der Kinder deportiert wurde.

Da haben wir gespürt: Unsere Gemeinschaft ist jetzt zerstört. Ich erinnere mich vor allem noch an die Verzweiflung. Die Betreuer haben natürlich versucht, die Kinder zu beruhigen, ihnen gesagt, das werde schon nicht so schlimm, aber dann flossen die Tränen. Ich sehe uns da noch im ersten Stock stehen, die Freunde, die deportiert werden sollten, bekamen noch ein Lunchpaket. Das war der Punkt, wo mir die Härte des Nazi-Regimes zum ersten Mal wirklich bewusst wurde. Und natürlich haben wir uns gefragt: Werden wir uns wiedersehen?

Die Kinder wurden nur fünf Tage später erschossen.

Das haben wir aber erst nach dem Krieg erfahren. Im Frühjahr 1942 gab es dann einen weiteren Transport, und dann wurde das Kinderheim aufgelöst. Zum Schluss – wir waren noch 12 von 46 Kindern – kamen wir in ein Barackenlager im Stadtteil Milbertshofen. Da habe ich gesehen, wie Menschen gequält wurden. Ich erinnere mich noch an ein altes Kesselhaus auf dem Gelände. Dort haben die Nazis verzweifte, alte Menschen eingesperrt; die

